

CHRISTA v. BERNUTH
Damals warst du still

Buch

Als der Drogenfahnder David Gerulaitis eine Diskothek observieren will, findet er vor der Eingangstür einen Toten. Auf dem Rücken der Leiche sind deutlich Buchstaben zu erkennen, die post mortem eingeritzt wurden; sie bilden das Wort »warst«. Die Identität des Jungen ist schnell geklärt. Es handelt sich um den Sohn des Therapeuten Fabian Plessen, der von seinen Jüngern wie ein Guru verehrt wird.

Wenig später wird Kriminalhauptkommissarin Mona Seiler zu einem neuen Tatort gerufen. Eine Frau, die dreiundvierzigjährige Sonja Martinez, liegt seit über einer Woche tot in ihrer Wohnung; und auch in ihren Körper wurde ein Wort geritzt: Es lautet »damals«. Mona braucht nicht viel Fantasie, um auf einen Serienmörder zu schließen: »Damals warst« liest sich wie der Beginn eines Satzes – es ist also wahrscheinlich, dass mindestens zwei weitere Morde geplant sind. Doch niemand weiß, wer die nächsten Opfer sein könnten.

Als Mona erfährt, dass Sonja Martinez früher bei Plessen in Behandlung war, beschließt sie, ihren Kollegen David Gerulaitis in eine der von Plessen geleiteten Seminargruppen einzuschleusen. Mona misstraut Plessen immer mehr, hat aber gleichzeitig das Gefühl, etwas Wichtiges übersehen zu haben. Bei ihrem Chef stößt Mona jedoch auf taube Ohren – und das hat tödliche Konsequenzen ...

Autorin

Christa v. Bernuth ist freie Journalistin in München. 1999 erschien ihr erster Roman, »Die Frau, die ihr Gewissen verlor«. In ihrem hoch gelobten zweiten Roman, »Die Stimmen«, hat sie die Figur der Kriminalhauptkommissarin Mona Seiler eingeführt, die auch in »Untreu«, ihrem dritten Roman, ermittelt. »Die Stimmen«, »Untreu« und »Damals warst du still« wurden mit Mariele Millowitsch in der Rolle der Mona Seiler verfilmt. Christa v. Bernuths Bücher erscheinen in Übersetzung in Schweden und den Niederlanden.

Von Christa v. Bernuth außerdem lieferbar:

Die Frau, die ihr Gewissen verlor. Roman (44374)

Die Stimmen. Roman (45383)

Untreu. Roman (45716)

Christa v. Bernuth

Damals
warst du still

Roman

GOLDMANN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem
Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2005

Copyright © 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica/Kimmell

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

BH · Herstellung: Str

Made in Germany

ISBN 3 442 46062 X

www.goldmann-verlag.de

Wir sind wie die Sonne, welche das Leben der Erde nährt
und allerhand Schönes, Seltsames und Übles
hervorbringt.

Erst der Herbst wird zeigen, was der Frühling gezeugt hat,
und erst am Abend wird deutlich sein,
was der Morgen begann.

C. G. Jung

PROLOG

1980

Er war ein Junge mit kräftigen blonden Locken und braunen Augen, den anfangs alle niedlich fanden trotz seiner leichten Behinderung. Alle außer seiner Mutter, die schon vor der Katastrophe etwas ahnte, ohne es genauer wissen zu wollen. Besonders ihr zu Gefallen hielt er seine öffentliche Maskerade aufrecht, denn ihm war klar, dass er wenigstens eine einzige Verbündete brauchte.

Natürlich war seine Mutter alles andere als das. Natürlich verriet sie ihn nur deshalb nicht an den Rest der Welt, weil sie Angst hatte, selber in ein schlechtes Licht zu geraten. Genau aus diesem Grund würde sie weiter schweigen, solange er ihren ungeschriebenen Vertrag erfüllte, der aus einem einzigen Satz bestand.

Wehe, jemand merkt was.

Seine Mutter und sein Vater waren Ärzte und hatten häufig an den Wochenenden Dienst. Seine Schwester war viel älter als er und dachte nicht daran, in ihrer knappen Freizeit auf ihn aufzupassen. So war er an diesen magischen Tagen ganz allein mit sich in seiner alternativen Welt, die er wie ein Puzzle Stück für Stück zusammensetzte. Irgendwann würde sie so vollkommen sein wie ein dreidimensionales Gemälde, irgendwann würde

sie leuchten – in düsteren, faszinierenden Farben. Irgendwann würde er sich darin bewegen können wie in einer realen Landschaft, nur Millionen Mal schneller. Er wusste (aber nicht woher), dass er dazu bestimmt war, etwas zu erschaffen, das es noch nicht gab. Manchmal fürchtete er sich vor seinem Auftrag, dessen Umfang noch im Dunkel der Zukunft lag, dann wieder überwältigte ihn ein Gefühl der Befriedigung, wenn er nach exakten Vorgaben geleistet hatte, was er sich vorgenommen hatte.

Er stand ganz am Anfang, er war ja erst acht. Begonnen hatte es mit dem Sezieren von Spinnen und Fliegen, deren Flügel und Beine er sorgfältig ausgerissen hatte, um die nun wehrlosen Körper akribisch zu untersuchen. Die Gefühle, die ihn dabei durchfluteten, waren machtvoll und unbeschreiblich, aber noch nicht voll befriedigend. Ein Weberknecht zum Beispiel bestand ohne seine langen, dünnen Gliedmaßen nur aus Kopf und einem komplett charakterlosen Leib. Da beides so winzig war, konnte man mit bloßem Auge nicht genau sehen, wann und mit welchen eventuellen Verrenkungen die Spinne ihren Geist endgültig aufgab. Also wünschte sich der Junge eine Lupe, um den Prozess des Sterbens besser beobachten zu können. Seinen Eltern machte er weis, dass seine Lehrerin dieses Utensil für den Unterricht eingefordert hatte. Die glaubten ihm nicht und beschieden ihn mit der Information, dass es in der Republik zurzeit keine Vergrößerungsgläser zu kaufen gebe. Aber der Junge blieb hartnäckig, und schließlich bekam er von der Oma das, was er sich wünschte, wenn auch mit der Auflage, einen Bedanke-mich-Brief zu schreiben.

Es war sein achter Geburtstag, und die Lupe das Erste, was er auspackte. Seine Freude war groß und äußerte sich in einem kurzen Aufleuchten seiner seltsam kalten Augen. Die übrigen Geschenke sah er nicht einmal an. Seine Eltern wechselten verärgerte Blicke, als er die ersehnte Lupe – ein altes, schon leicht zerkratztes Modell, das laut dem Begleitschreiben der Oma dem Stiefopa gehört hatte – an sein Gesicht drückte. Das gebogene Glas kühlte seine heiße Stirn. Nach dem gemeinsamen

Frühstück entwischte er in den Garten. Es war ein kalter, verregneter Junimorgen. Kein Tag, um draußen zu sein.

Seine Mutter spürte ihn auf, als er, vollkommen in seine Tätigkeit versunken, auf einer der steinernen Stufen hockte, die zu einem kleinen, mit Unkraut zugewucherten, nie benutzten Pavillon führten. Es nieselte, als sie langsam auf ihn zukam, mit diesem komischen Gefühl in der Magengrube, das sie in letzter Zeit häufiger erfasste, wenn sie über ihn nachdachte. Langsam trat sie näher, bis sie hinter ihm stand. Ihr Sohn bemerkte sie nicht. Auf seinem grauen Wollpullover glitzerten winzige Regentropfen wie Diamanten, seine Haare waren dunkel und strähnig vor Nässe. Sie beugte sich über seinen schmalen, gekrümmten Rücken. Dann zog sie scharf die Luft ein. Vor dem Jungen, auf der regennassen Stufe, lagen die sorgfältig längs tranchierten Hälften eines riesigen Hirschkäfers und daneben ihr kleines, scharfes Küchenmesser. Der Junge nahm die eine Hälfte des Käfers am Geweih (die Beinchen schienen sich noch schwach zu bewegen) und begutachtete sie eingehend durch die Lupe. Sein Atem ging stoßweise, als sei dieser Akt mit einer enormen körperlichen Anstrengung verbunden.

Das war das Schlimmste: dieses heftige unregelmäßige Keuchen. Die Luft um ihn herum schien zu dampfen. Sie hätte schwören können, dass sein Körper fieberheiß war, aber sie war nicht im Stande, ihn zu berühren.

Sie hob im ersten Impuls die Hand, um ihm eine Ohrfeige zu geben – ihre übliche Art, Probleme aus der Welt zu schaffen. Aber irgendetwas hielt sie davon ab. Angst vielleicht. Sie ging rückwärts durch das hohe, nasse Gras. Ihre Gedanken schlugen seltsame Volten und schienen gleichzeitig stillzustehen. Am liebsten hätte sie ihn geschlagen für diese widerliche, ekelhafte...

Warum tat sie es dann nicht? Warum lief sie davon?

Sie versuchte, sich zu beruhigen.

Vielleicht taten *so was* alle Kinder. Hatte sie selbst nicht auch Insekten getötet und seziert?

Ja, schon. Aber anders. Nicht so – nicht mit dieser stummen, fokussierten Besessenheit.

Als der Junge außer Sichtweite war, drehte sie sich um und fing an zu laufen. Nicht ins Haus, sondern trotz der Kälte und des Regens aus dem Garten hinaus, die ungeteerte Straße entlang, an den Grundstücken der Nachbarn vorbei, bis sie auf den einzigen Gasthof des Ortes stieß. Er hieß »Zur Wende«, weil die Straße hier einen scharfen Knick vollzog. Sie fühlte sich nicht gut, das musste als Begründung für den reichlich frühen Besuch reichen. Sie versuchte die Tür aufzustoßen, aber sie hatte vergessen, dass »Zur Wende« am Sonntagvormittag geschlossen hatte.

Kein Schnaps, nirgends. Ihr Mann hielt nichts davon, sich tagsüber einen zu genehmigen, deswegen konnte sie jetzt nicht einmal an ihre Hausbar heran. Langsam ging sie wieder nach Hause, wo sie nicht hinwollte, aber es gab ja keinen anderen Platz, wo sie hinkonnte. Niemand wollte hier sein. Nicht sie, nicht ihr Mann, nicht ihre Kinder, nicht die Nachbarn, niemand. Aber der Ort, in dem sie lebten, befand sich auf einer Lagune, deshalb gab es nur einen Eingang, keinen Ausgang. So dachte sie manchmal, obwohl sie natürlich wusste, dass das komplett absurd war (jeden Morgen fuhr sie schließlich ungehindert heraus aus dem Ort zu ihrem Arbeitsplatz, einer Klinik in der benachbarten Kreisstadt).

Nur ein Eingang, kein Ausgang. Wen es hierher verschlug, kam nie wieder weg. Sie war dieses Gefühl nie losgeworden.

Seit dem Tag X behielt sie ihren Sohn im Auge – und er sie. Sie unternahm zwar im Grunde gar nichts, nicht einmal die fällige Tracht Prügel fand statt, aber er wusste trotzdem, was los war. Er hatte diese Begabung, Stimmungen zu erkennen, bevor über sie gesprochen wurde. Auch dann, wenn niemals über sie gesprochen wurde. Manchmal war er sich selbst unheimlich. Er war kein normaler Junge. In ihm schien eine zweite Persönlichkeit zu existieren, die vollkommen unabhängig von seiner ersten funktionierte. Diesen unsichtbaren Schatten zu nähren war seine Aufgabe – anders hätte er es nicht erklären können, wenn ihn jemand gefragt hätte.

Aber das tat niemand, und schon gar nicht seine Mutter. Sie

sah ihn nur immer wieder merkwürdig an und nahm ihm bei passender Gelegenheit seine Lupe weg, und das nicht ein Mal, sondern mehrmals, immer wieder, und jedes Mal ganz gegen ihre Gewohnheit ohne ein böses Wort. Aber er fand die Verstecke immer. Sie waren so simpel und schlecht ausgedacht, als ob etwas in ihr wollte, dass er weitermachte mit seinen komischen, kranken Spielen. Diesen stummen Kampf führten sie monatelang, bis er dazu überging, die Lupe immer bei sich zu tragen, selbst in der Schule, wo er gar keine Verwendung für sie hatte.

Niemand dort kannte seinen geheimen Schatz. Er hatte keine Freunde und keine Feinde. Anfangs hatten ihn einige Mitschüler gehänselt, weil er für sein Alter klein und dünn war. Aber mittlerweile traute sich niemand mehr an ihn heran. Kinder besitzen ein feines Gespür dafür, welche Angriffe echte Wunden schlagen, und ihm konnten sie nichts anhaben. Mehrfach war er von den Stärkeren der Klasse verprügelt worden. Er hatte sich nicht gewehrt, aber sein Blick hatte ausgereicht: Es machte keinen Spaß, ihn zu quälen.

Es machte eher Angst.

ERSTER TEIL

1

Montag, 8. 7., 12.10 Uhr

Die Frau trug ein gelbes T-Shirt und eine schmutzig graue Jogginghose, als sie zum letzten Mal in ihrem Leben die Tür öffnete. Sie sah den Mann mit der Zeitung und wusste sofort, worum es ging. »Nein«, sagte sie leise, »ich war das nicht, ehrlich.«

Aber sie war es eben doch gewesen.

Sie fühlte sich so fertig und kaputt, sie war so elend und matt, und alles war allein ihre Schuld. Der Mann hielt die Zeitung mit jenem Artikel hoch, in dem sie mit vollem Namen zitiert wurde. Als enttäuschte Patientin, deren Depressionen sich durch Fabian Plessens Therapie so verschlimmert hatten, dass sie sich mittlerweile nicht einmal mehr aus dem Haus traute. Sie hätte dieses Interview nie geben dürfen. Das hatte sie nun davon: Nun wollte erst recht niemand mehr etwas mit ihr zu tun haben. Sie sah zu dem Mann hoch. Ihre Augen waren trübe, ihre Haare fettig, und bestimmt stank es in der Wohnung nach gammigen Pizzaresten und Bettwäsche, die ewig nicht mehr gewechselt worden war.

»Das sind doch Sie«, sagte der Mann. Seine Stimme klang freundlich, und falls er etwas Unangenehmes roch, ließ er es sich nicht anmerken. »Sonja Martinez. Das sind doch Sie.«

»Ich war das nicht. Ich hab denen nichts erzählt.«

»Darum geht's doch gar nicht. Herr Plessen – *Fabian* – macht sich Sorgen um Sie. Er hat versucht, Sie anzurufen, aber Sie gehen ja nicht ans Telefon.«

Die Frau senkte die Augen. Das Telefon war abgemeldet, sie hatte die Gebühren nicht mehr bezahlt.

»Er möchte, dass es Ihnen besser geht. Deshalb schickt er mich.«

»Fabian? Ist das wirklich wahr?«

»Ja. Bitte lassen Sie mich herein. Nur für eine Minute.«

Ihr wurde plötzlich klar, dass der Mann immer noch auf dem Gang stand. Sie ließ ihn herein. Wenn er von Fabian kam, dann würde ihn das Chaos nicht stören. Fabian kannte die Menschen und ihre Schwächen, er verurteilte niemanden. Oder fast niemanden. Das Einzige, was er hasste, waren Unehrllichkeit und Trotz. Seine Erkenntnisse waren sakrosankt und durften nicht ungestraft in Frage gestellt werden. Ihr hatte er gesagt, dass ihr Mann und ihre Tochter nur ohne sie glücklich und befreit sein könnten. Ihr persönlicher Weg, hatte er gesagt, sei das Alleinsein. Das hatte sie nicht glauben wollen, nicht glauben können. Sie hatte sich dagegen gesperrt, zuletzt mit diesem Interview, das sie immunisieren sollte gegen seinen übermächtigen Einfluss. Und der Lohn war das hier: Sie war so schlecht dran wie nie zuvor.

»Wie geht es Fabian?«, fragte sie schüchtern, nachdem sie ihrem Besucher einen Stuhl in der Küche freigeräumt hatte.

»Fabian geht es gut, aber er macht sich Sorgen. Um Sie. Er hat keine Zeit, selbst zu kommen, aber er hat mich vorbeigeschickt.«

Sie sah ihn fragend an.

»Sie brauchen Medizin, Sonja«, sagte der Mann. Sie kniff die Augen zusammen (ihre Brille hatte sie schon seit Tagen verlegt, und sie war stark kurzsichtig). Sie erkannte kaum mehr als seine Umrisse.

»Medizin? Von Fabian?« Fabian hatte nie mit Medikamenten gearbeitet, im Gegenteil, er lehnte sie rigoros ab. Nur Naturheilkundliches ließ er gelten.

»Ich habe etwas bei mir, das Ihnen den nötigen Push geben wird. Es ist rein pflanzlich. Ganz natürlich.«

»Oh, das ... ist gut.«

»Haben Sie etwas ... Einen Strumpf oder einen Gürtel?«

»Einen ... Strumpf?«

»Ja. Zum Abbinden Ihres Oberarms. Ich muss Ihnen das Mittel spritzen. Es ist so fein, dass es die Magen-Darm-Schranke nicht passieren kann. Deshalb muss es direkt ins Blut.«

»Oh.«

»Haben Sie Angst vor Spritzen?«

Sie hatte fürchterliche Angst. Nicht nur vor Spritzen, sondern vor allem vor diesem Mann, den sie nicht kannte. Aber sie war noch nie im Stande gewesen nein zu sagen, wenn jemand so nett mit ihr redete wie er. Hypnotisiert von seiner Sicherheit und Freundlichkeit krepelte sie den Ärmel ihres T-Shirts hoch. Ein letzter Versuch, ihrem Schicksal zu entgehen: »Muss das wirklich sein? Ich meine, ich glaube gar nicht, dass ich wirklich etwas brauche, ich brauche eigentlich nur etwas mehr Schlaf.«

Der Mann hatte nun etwas in der Hand, das aussah wie ein Riemen. »Lehnen Sie sich einfach zurück«, sagte er. Seine Stimme wurde tiefer, verfiel in eine Art Singsang, der sie irgendwie an Fabian erinnerte. »Einfach zurücklehnen«, sagte die Stimme. »Es ist gleich vorbei. Nur ein kleiner Pils ...«

Sonja schloss die Augen, willenlos, hoffnungslos. Sie spürte, wie der Mann etwas um ihren Oberarm wickelte, sie hörte, wie er sie bat, mit ihrer Hand eine Faust zu machen. Schließlich spürte sie den Stich. Fast im selben Moment schien sie abwärts zu rasen. Ein wahnsinniger, tödlicher Schwindel erfasste sie, Bilder stürzten auf sie ein (ihr Mann und ihre Tochter zusammen in Spanien am blauen Meer, sie lachten glücklich, weil sie endlich frei waren – frei von ihr und ihren ständigen Forderungen nach Liebe und Fürsorge). Sie fiel ins Bodenlose, sie stöhnte, bis die Visionen abgelöst wurden von einer Wand, die unaufhörlich wuchs und schließlich alles vernichtete, was an ihr lebendig war. »Kämpfen Sie nicht dagegen an.« Das waren die letzten Worte, die sie hörte, bevor die schwarze Einsamkeit sie verschlang.

Dienstag, 15.7., 4.00 Uhr

Es war immer dieselbe Kneipe in der sie sich trafen, ein ehemaliges Striplokal mit dem hochtrabenden Namen *Palais*, das anschließend zu einem Club umfunktioniert worden war, bis auch der neue Betreiber pleite ging. Heute kamen nur noch Trinker der untersten Kategorie. Dafür hatte das *Palais* jede Nacht bis sechs Uhr morgens geöffnet, dem offiziellen Ende ihrer Arbeitszeit.

In dieser Nacht stießen David und sein Partner Janosch die Tür auf wie jede Nacht, wenn sie Dienst hatten. Wie jede Nacht blickten die vier, fünf traurigen Gestalten im Lokal kurz auf und rasch wieder auf ihr Glas herunter, als sie die beiden jungen, gesunden Männer erkannten, die nicht dazu- und nicht hierher gehörten. Sie kamen aus einer Welt voller Kraft und Energie, deren reine Existenz den Männern an der Bar mittlerweile ganz unmöglich schien, vor allem um diese Uhrzeit, vor allem an diesem heruntergekommenen Ort mit seinem schmutzigen Treisen und seinen abgewetzten, fleckigen Plüsch-Separees.

David und Janosch blieben einen Moment stehen, um sich in der schummrigen Beleuchtung zu orientieren. Jeder von ihnen trug eine Plastiktüte voller bunter Pillen, braunen, harzig duftenden »Pieces«, weißer Kristalle. In wenigen Sekunden würden sie ihre Tüten auf den Tisch knallen, die anderen würden sie mit Hallo begrüßen, und sie würden feiern: dass eine weitere erfolgreiche Nacht hinter ihnen lag, in der sie im Namen des Gesetzes beschlagnahmt hatten, was in und vor den Clubs an illegalen Waren an minderjährige und andere Kunden gebracht werden sollte. Sie hatten sich als potenzielle Käufer und als potente Händler ausgegeben. In dieser Nacht hatten sie mehrere vierzehnjährige Mädchen gefilzt, die geschminkt und aufgetakelt wie Nutten waren, und sie hatten zwei sechzehnjährige Jungs als strafmündig erkannt und festgenommen, sie hatten in ihrem Zivilfahrzeug einen Deal beim Abwickeln beobachtet und waren in letzter Sekunde eingeschritten.

In solchen Momenten empfanden sie sich als die wahren Könige der Straße, und dass sie auf der Seite der Guten waren, erhöhte nur noch ihr Machtgefühl. Die anderen waren nur Statisten in einem Stück, dessen Ausgang Janosch und David bestimmten. Mit dem wiegenden Gang der Leute, die wussten, was *in der Szene abging*, die den *Durchblick* hatten, durchquerten sie das Lokal auf der Suche nach dem Rest der Truppe.

Aber diesmal war ihr Stammplatz leer. Janosch machte ein enttäuschtes Gesicht und ging aufs Klo, David bestellte an der Theke zwei Bier für sich und ihn und setzte sich allein an den Tisch ganz hinten im Lokal. Er war in dieser halb euphorischen, halb übermüdeten Stimmung, in der er dringend etwas zu trinken brauchte, um später wenigstens ein paar Stunden schlafen zu können. Seine Augen brannten, sein Herz schlug zu schnell. Der Polizeiarzt hatte letzte Woche Herzrhythmusstörungen festgestellt und ihm angeboten, ein Attest zu schreiben. Natürlich hatte David abgelehnt. Er brauchte keinen Zwangsurlaub, sondern diesen Job. In mehr als einer Beziehung. Er zündete sich eine Zigarette an.

Ein älterer Mann in fadenscheinig aussehender Kellnerkluft brachte das Bier. Im selben Moment kam Janosch an den Tisch zurück. David sah ihm ins Gesicht: ein Spiegelbild seiner eigenen Verfassung. Janosch war blass, seine Augen hatten dunkle Ringe und glänzten fiebrig.

»Alles klar mit dir?«, fragte David.

»Ja. Geht schon.« Vorhin hatten sie noch über dies und das gewitzelt, jetzt wirkte Janosch ernst. Er setzte sich und nahm einen tiefen Schluck Bier. »Hast du noch Zigaretten?«

»Sicher.« David schob ihm die Schachtel herüber. Janosch nahm eine heraus und sah David dabei nicht an. Beide rauchten und tranken schweigend. Nicht immer war ihr Job spannend, oft erwies er sich auch als die ödeste Sache der Welt. Das war vor allem dann der Fall, wenn sie warten mussten: auf einen eventuellen Deal zum Beispiel oder vor dem Haus eines Verdächtigen, der observiert werden sollte. In solchen Situationen hatten sie von Zeit zu Zeit tief gehende Gespräche geführt – über den

Sinn des Daseins, über Zukunftsträume, über jene seltsamen, elementaren Ängste, die niemand verstehen konnte, dessen Leben sich hauptsächlich tagsüber abspielte.

Eigentlich fühlte er sich mit Janosch befreundet. Doch es war immer das Gleiche: Sobald die Arbeit beendet war, schienen sie sich plötzlich nichts mehr zu sagen zu haben. Empfund das Janosch auch als irritierend? Ging es den anderen mit ihren Partnern genauso? War das der heimliche Sinn ihrer allnächtlichen Treffen? Zusammenzukommen, um gemeinsam das große Schweigen zu brechen? David hatte den Verdacht, dass es genau so war, aber darüber würde er mit niemandem sprechen können. Man sprach nicht über so etwas.

Er rutschte unbehaglich hin und her und sah auf die Uhr. Seine Augen brannten vor Müdigkeit; plötzlich wollte er nur noch nach Hause ins Bett.

»Kann ich heute das Auto nehmen?«, fragte er Janosch.

»Natürlich. Du bist ja dran.«

»Danke.« Einer von beiden fuhr mit ihrem Dienstwagen nach Hause, der andere nahm sich auf Kostenstelle ein Taxi. Immer abwechselnd. Dafür holte jeweils der, der an der Reihe war, den anderen am nächsten Abend zur neuen Schicht ab.

»Ich geh jetzt«, sagte David. »Das dauert mir zu lange mit den anderen.«

»Kein Problem. Holst du mich um zehn?«

»Klar. Bleibst du noch?«

»Paar Minuten vielleicht. Ich trink nur noch aus.«

Das hieß übersetzt: Ich nehm noch eins. David grinste und schlug Janosch in die geöffnete Hand.

»Cool, Alter.«

»Fick dich selber.« Ihre müden Gesichter erhellten sich für einen Moment.

»Soll ich dir Zigaretten dalassen?«, fragte David.

»Lass nur, ich hol mir selber noch welche.«

Zwei Minuten später saß David in ihrem schwarzen 3er BMW, den sie im Halteverbot vor dem *Palais* geparkt hatten. Er startete den Wagen, schüttelte sich die hundertste in dieser Nacht aus

der Schachtel, und drückte auf den Anzünder. Die Straßen waren so leer wie zu keiner anderen Tageszeit. Er genoss diese letzten zwanzig Minuten ganz allein mit sich. Der Anzünder sprang heraus, David hielt ihn an die aufglühende Zigarette und nahm einen tiefen Zug. Er fuhr los und legte eine neue CD ein. Die schwarze Popdiva, der man längst ansah, dass sie ein notorischer *Crackhead* war, sang von Angst und Mut und einem neuen Anfang, und bestimmt glaubte sie daran, so wie all die anderen Süchtigen. Ihre Stimme war immer noch stark und schön, aber das würde ihr bald auch nicht mehr helfen. David hatte schon viele Frauen kennen gelernt und abgeführt, die ähnlich aussahen und sich genauso benahmten wie sie – abgemagert, nervös, befeuert von einer wilden, krankhaften Energie, hoffnungslose Fälle, die im Sarg, in der Psychiatrie oder im Obdachlosenasyll endeten. Nun, Letzteres war bei ihr immerhin nicht zu befürchten.

David ließ die Innenstadt hinter sich und fuhr auf den Ring Richtung Osten. Er bemühte sich, wach zu bleiben, aber seine Augenlider wurden schwer. Schließlich schaltete er auf einen Nachrichtensender um. Die trockene Stimme des Sprechers berichtete, dass die Zahl der Firmenpleiten dieses Jahr erneut einen Höchststand erreichen würde, was gleichermaßen für die Nettoverschuldung der Regierung galt. David hörte mit halbem Ohr zu; an Katastrophenberichte zum Zustand der Nation hatte er sich längst gewöhnt. Die verbotenen Geschäfte blühten wie nie zuvor, trotz oder gerade wegen Rezession und Zukunftsangst.

Kurz vor seiner Wohnung bog er in eine Seitenstraße und fuhr auf das Gelände einer vor Jahren stillgelegten Papierfabrik, die demnächst abgerissen werden sollte. Ihm fiel auf, dass es dunkler war als sonst, aber er konnte sich keinen Reim darauf machen. Der Club, zu dem er wollte, befand sich in einer der alten Fabrikhallen im hinteren Teil des Geländes und war normalerweise bis acht Uhr morgens geöffnet. Ein-, zweimal hatte David hier noch in buchstäblich letzter Minute Beute gemacht (so nannten sie ihre Razzien: Beute machen, als handle es sich

um ein Räuber-und-Gendarm-Spiel). Seither machte er häufig allein diesen Abstecher hierher, obwohl das eigentlich nicht erlaubt war, weil sie nicht zu zweit waren und dieser Club nicht zu seinem Revier gehörte. Aber danach fragte im Fall des Falles keiner.

Der betonierte Platz vor der Halle war leer und dunkel. David bremste ein paar Meter von der Frontseite entfernt und stieg aus. Jetzt merkte er erst richtig, dass etwas ganz anders war als sonst. Grillen zirpten, und in der Ferne hörte man jemanden hupen und einen anderen mit quietschenden Reifen bremsen: sonst nichts. Keine hämmernden Bässe, kein durch die Wände gedämpftes vielstimmiges Geschrei. Der Club schien Ruhetag zu haben. David wollte gerade wieder einsteigen, da sah er etwas vor dem Eingang liegen.

David zog seine Waffe und entsicherte sie.

Es war sehr still und dunkel, nur über dem Eingang spendete eine trübe Funzel etwas Licht und beleuchtete schwach dieses *Ding*, das da lag. Vielleicht nur ein Bündel Kleidung. Sicher nichts Bedrohliches. Um trotzdem keine Zielscheibe in der Dunkelheit abzugeben schaltete David die Scheinwerfer des BMWs nicht ein. Er nahm stattdessen die Waffe in beide Hände und ging langsam, links und rechts schauend, auf den Eingang zu.

Das Ding war ein junger Mann in überweiten Hosen und einem schwarzen, bedruckten T-Shirt. Er lag auf der David abgewandten Seite und schien zu schlafen. Jedenfalls hoffte David, dass er das tat. Er kniete vorsichtig nieder, nahm die Pistole in die linke Hand und fasste mit der rechten dem Mann an die Schulter. Sie fühlte sich seltsam steif an, wie gefroren, dabei war es eine milde Sommernacht. David legte zwei Finger auf die Halsschlagader und fühlte keinen Puls. Die Haut war kalt und fast so unbeweglich wie Wachs.

»Scheiße«, sagte David vor sich hin. Sein Mund wurde trocken, und plötzlich spürte er im Magen jede einzelne Zigarette dieser langen Nacht. Es war bei weitem nicht sein erster Toter, aber er hatte heute überhaupt nicht mit so was gerechnet. Es hatte ihn kalt erwischt. Er dachte an Sandy, die jetzt allein im Bett

lag, sprintete zurück zum Auto und holte seine Taschenlampe, eine riesige Mag-Lite. In ihrem kalten Licht wirkte das Gesicht des Toten grau und noch auf andere Weise seltsam. David hatte keine Lust genauer hinzuschauen. Da lag eine Leiche, und er war derjenige, der sie gefunden hatte. Das hieß, dass er in den nächsten Stunden nicht nach Hause kommen würde und später bestimmt keine Chance bekäme, den verlorenen Schlaf nachzuholen.

Er zog sein Handy aus der Hosentasche und informierte den Bereitschaftsdienst im Dezernat für Todesermittlung. Aus seiner Sicht, dachte er, war alles klar. Heroin, Highball oder Crack. Der Club war ein Umschlagplatz für alle möglichen Drogen, auch harten Stoff. Er erklärte das dem Beamten, der ihm zusagte, die üblichen Leute vorbeizuschicken. Die Nacht war so warm, dass er bei diesem kurzen Gespräch beinahe ins Schwitzen kam. Vielleicht lag das aber auch gar nicht an den Temperaturen.

»Ist er sicher tot?«, fragte der Beamte zum Schluss.

»Ja. Leichenstarre hat schon eingesetzt.«

»Ich ruf trotzdem einen Krankenwagen.«

»Kann man sich sparen. Wirklich.«

»Ganz sicher?«

»Ja!«

»Okay. Sie bleiben vor Ort, bis die Kollegen da sind, klar?«

»Nee«, sagte David. »Ich geh jetzt nach Hause und hau mich hin. Ihr kriegt das schon alleine auf die Reihe.« Der Beamte produzierte ein blechernes »Hö, hö!« und legte auf. David wandte sich erneut der Leiche zu und kniete sich hin. Ohne die Lage des Toten zu verändern, untersuchte er vorsichtig die nackten, kalten, steifen Arme. Das Gesicht sparte er aus. Irgendetwas stimmte damit nicht, und er wollte noch immer nicht wissen, was es war. Die Arme waren unauffällig, jedenfalls auf den ersten Blick. Keine Narben alter Einstiche fühlbar. Vielleicht Selbstmord, dachte er. Aber wie hat er es gemacht?

Eine Überdosis Pillen?

Sehr unwahrscheinlich.

Er stand wieder auf und rief Sandy an. Mittlerweile war es

hell geworden, die Zeit, wenn das Baby meistens wach wurde und zu weinen begann. Dann verließ Sandy das gemeinsame Bett, und er drehte sich um und schlief weiter, obwohl er es nicht mochte, wenn sie ging, und sie jedes Mal am liebsten festgehalten hätte, weil er sich ohne sie so einsam fühlte. Dabei blieb sie doch in der Wohnung, ganz in seiner Nähe. Und trotzdem war ihm in solchen Momenten, als würden sie sich unausweichlich voneinander entfernen.

Es klingelte einmal, zweimal, dreimal, dann hörte er ihre verschlafene Stimme.

»David? Wo bist du denn?«

»Sandy, tut mir Leid. Ich hab 'ne Leiche gefunden. Vor dem *Babylon*.«

»Was?«

»Ein toter Junge. Wahrscheinlich Drogen, wie immer. Aber ich muss warten, bis die Kollegen kommen.«

»Klar. Du bist ja auch ein ganz Wichtiger.«

»Sandy...«

»Und wie lange musst du da jetzt rumstehen?«

»Weiß nicht. Bis die kommen, eben. Danach muss noch ein Protokoll geschrieben werden, dafür muss ich dann...«

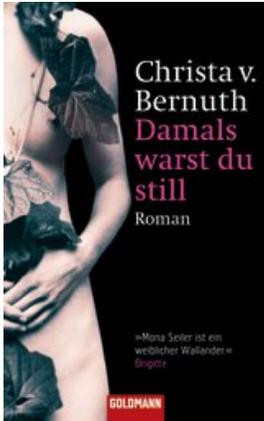
Er hörte ihr genervtes Stöhnen. »Toll!«

»Ich kann auch nichts dafür. Das ist mein...«

»Ach hör doch auf.«

»Ich kann nichts dafür, verstehst du? Wenn man einen Toten findet, kann man nicht einfach...«

»Debbie schreit. Ich geh jetzt zu ihr.« Sie brach abrupt die Verbindung ab, und David stand regungslos wie ein Idiot mit dem stummen Telefon am Ohr vor einem dunklen, leeren Abrissgebäude, an dem das Unkraut schon nagte. Mit einem toten Jungen zu seinen Füßen, der höchstens sechzehn, siebzehn war und in diesem Alter nichts Besseres zu tun gehabt hatte, als sein Leben zu ruinieren. Als er die Polizeisirenen hörte, erwachte er aus seiner Starre. Langsam schob er das Handy in die Hosentasche zurück. In diesem Moment bogen zwei Wagen mit Geheul und Blaulicht auf das Gelände, das plötzlich taghell zu werden schien.



Christa von Bernuth

Damals warst du still

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-46062-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2005

Ein Nerven zerreiender psychologischer Thriller.

Der Sohn des Familientherapeuten Fabian Plessen wird tot aufgefunden. In seine Leiche wurde das Wort „warst“ geritzt. Kaum hat Kriminalhauptkommissarin Mona Seiler zu ermitteln begonnen, taucht eine zweite Leiche auf: Auch auf dem Körper von Sonja Martinez steht ein Wort: „damals“. Als Mona erfährt, dass Sonja Martinez bei Plessen in Behandlung gewesen war, scheint der Fall klar. Aber Mona hat das Gefühl, etwas Wichtiges übersehen zu haben. Bei ihrem Chef stößt sie jedoch auf taube Ohren – und das hat tödliche Konsequenzen ...